

KATHARINA C. REBAY, *Das hallstattzeitliche Gräberfeld von Statzendorf in Niederösterreich. Möglichkeiten und Grenzen der Interpretation von Sozialindexberechnungen.* Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie Band 135. Verlag Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn. 2006. € 152,-. ISBN 3-7749-3389-8. Band 1: 355 Seiten, 262 Abbildungen; Band 2: 494 Seiten mit 224 Tafeln, 8 Fototafeln, 1 Faltbeilage.

Bei dem während mehrerer Kampagnen zwischen 1903 und 1925 ausgegrabenen früheisenzeitlichen Gräberfeld von Statzendorf handelt es sich um eine der bekanntesten hallstattzeitlichen Nekropolen des Alpenraumes. R. Pittioni war es, der 1937 diesen Fundort mit dem Gräberfeld von Gemeinlebern verband, um einen „Typus Statzendorf-Gemeinlebern“ der niederösterreichischen Früheisenzeit zu umschreiben. Bei seiner Definition stand insbesondere die Keramik aus jenen beiden Gräberfeldern im Vordergrund der Betrachtung. Allerdings liest man aus Pittioni's einleitenden Sätzen bereits gewisse Unsicherheiten hinsichtlich der eindeutigen Herausarbeitung dieser Keramikfazies, da er einerseits von einer „Sonderstellung“ des niederösterreichisch-nordburgenländischen Raumes „während des mittleren Metallikums“ spricht, andererseits aber den Typus Statzendorf-Gemeinlebern der Randzone seines weiter westlich angesiedelten „Typus Hugelfing-Schärding“ zuordnet bzw. auch mit dem weiter nördlich identifizierten „Typus Bernhardsthal“ in Verbindung bringt. Gleichzeitig fordert er, dass diese Bezeichnung „Typus Statzendorf-Gemeinlebern“ künftig für den früher gebräuchlichen und von O. Menghin 1921 eingeführten Begriff „Kalenderbergkultur“ stehen solle. Die von Pittioni vollzogene stärkere Gliederung bzw. Differenzierung der kulturellen früheisenzeitlichen Entwicklung, die in erster Linie von der Keramikformung abgeleitet und daher mit „Typus-Namen“ belegt wurde, bewährte sich jedoch nicht im Hinblick auf einen wesentlichen Erkenntnisfortschritt zur sozialen und historischen Interpretation der früheisenzeitlichen Gesellschaften im nordostalpinen Raum. Heute werden diese von Pittioni eingeführten „Typus“-Definitionen nicht nur zu Recht in Frage gestellt, sondern abgelehnt. So verweist A. Lippert bereits im ersten Absatz des Geleitwortes und die Autorin im auswertenden Teil der vorliegenden Bearbeitung nachdrücklich auf die Zugehörigkeit dieses Gräberfeldes zu einer im niederösterreichisch-nordburgenländischen Raum beheimateten früheisenzeitlichen Gesellschaft, die nach dem Fundort einer charakteristisch verzierten Keramik schon vor über 80 Jahren erstmals als „Kalenderbergkultur“ bezeichnet wurde. Die vorliegende Bearbeitung macht deutlich, dass die mit dem Begriff „Kalenderbergkultur“ umschriebenen archäologischen Inhalte den regional-kulturellen und gesellschaftlichen Gegebenheiten der frühen Eisenzeit besser gerecht werden als die von Pittioni kreierten „Typus“-Kreise.

Prähistorische Forschung, das zeigt dieser mehrfache Begriffs- und Verständniswandel sehr deutlich, ist nichts anderes als eine – wie auch immer – begründbare Interpretation von Funden und Befunden, die in fachwissenschaftlicher Diskussion immer wieder in Frage gestellt wird, ja sogar in Frage gestellt werden muss, um den Grad der Interpretationswahrscheinlichkeit und Erkenntnismöglichkeit zu erhöhen oder ggf. auch eine Interpretation zu widerlegen. Dabei ist jede Interpretation in einem mehr oder weniger großen Maße von der zwar wissenschaftlich belegbaren, letztlich jedoch subjektiven Betrachtungsweise und Einschätzung des jeweiligen Forschers abhängig.

In gleicher Weise ist auch jede Rezension zu einer prähistorischen Publikation zu werten; die vorliegende ist davon nicht ausgeschlossen! Eine Besprechung gibt in den Ausführungen und Kritiken des Rezensenten keine allgemeingültige oder gar über alle Zweifel erhabene Erkenntnis zum Thema des Werkes oder zu einzelnen inhaltlichen Aspekten wieder. Sie ist allenfalls eine weitgehend subjektive Einschätzung zur Richtigkeit der gewählten Auswertungsmethode bzw. zur Bewertung der daraus gewonnenen Ergebnisse. Entsprechend sollen die nachfolgenden Ausführungen gesehen werden.

Es ist sicherlich als ein sehr verdienstvolles Unternehmen zu werten, dass nach so langer Zeit endlich dieses wichtige Gräberfeld der Hallstattkultur umfassend aufgearbeitet wurde und in einer doppelbändigen Veröffentlichung bekannt gemacht wird. 376 Bestattungen (338 Brand- und 38 Körper-

bestattungen aus 373 Gräbern) und rund 2500 Einzelfunde konnten in vier verschiedenen Sammlungen ausfindig gemacht und der Auswertung zugeführt werden. Nach Einschätzung der Autorin ist das Gräberfeld wahrscheinlich jedoch noch nicht vollständig ausgegraben.

Grundsätzlich muss hervorgehoben werden, dass die von der Autorin durchgeführten Nachforschungen zu den in der Nekropole vorgenommenen Ausgrabungen und auch die damit verbundene Quellenkritik überaus gründlich und vorbildlich durchgeführt wurde, was unbedingt als eine wesentliche Grundlage für eine darauf aufbauende Analyse des Gräberfeldes und Auswertung der Funde zu werten ist.

Die Grabungsdokumentation wird von Frau Rebay als weitgehend verlässlich und für die damalige Zeit als „gut“ bewertet, wenngleich das Inventar nur bei 44 % der Gräber als vollständig erhalten gelten kann (soweit man von „Vollständigkeit der Inventare“ überhaupt sprechen kann angesichts des Fehlens aller organischen Grabbeigaben); gemeint ist natürlich die Vollständigkeit der ausgegrabenen Beigaben. Hinsichtlich der Keramikbeigaben geht die Autorin davon aus, dass zwei Drittel der Grabkeramik erhalten blieb. Bei 74 % der Gräber fehlen jegliche Grabbeschreibungen, so dass eine Auswertung in mancher Hinsicht sicherlich einigen Beschränkungen unterworfen sein muss.

Liest man den Untertitel zu dieser Publikation „Möglichkeiten und Grenzen der Interpretation von Sozialindexberechnungen“ und die in der Einleitung formulierten Ziele der Bearbeitung: „Der Focus der Arbeit ist die Gesellschaftsstruktur und Hierarchie der Bevölkerung in der ländlichen Peripherie herauszuarbeiten, ...“, so muss man sagen, dass dies angesichts der Erhaltungs- und Überlieferungsbedingungen eine doch recht ambitionierte Zielvorgabe zu sein scheint. Ob durch die errechneten sog. Sozialindexwerte (die wegen der Überlieferungsqualität – wie gesagt – mit Vorgabemängeln belastet sind) für das vorliegende Gräberfeld „der soziale Rang der Bestatteten“ (Einleitung) ermittelt werden kann, mag kritisch in Frage gestellt werden. Dass dieses Ziel in der Tat nicht befriedigend erreicht werden konnte, wird dem Leser relativ schnell deutlich, insbesondere wenn man parallel zu der vorliegenden Veröffentlichung einen anderen, auf einen Vortrag zurückgehenden zusammenfassenden Beitrag der Autorin heranzieht, der im Rahmen der AG Eisenzeit (Jahrestagung des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Xanten 2006) präsentiert wurde. Signifikant werden Aussagen wie: „Im Vergleich von archäologisch bestimmtem Geschlecht und Sozialindex erweisen sich Männer tendenziell als reicher ausgestattet. Unter den reichsten Bestattungen sind wiederum Frauen vertreten“ oder „Es gibt keine deutlichen Brüche in der Ausstattung, die auf eine in Klassen organisierte Gesellschaft schließen ließen.“ Auch die Schlussbemerkungen der Autorin zu den Berechnungen in der Dissertation macht dies deutlich: „Statistik liefert gute Anhaltspunkte und kann helfen, Zusammenhängen auf die Schliche zu kommen. Beweisen kann sie nichts.“ Dennoch spricht die Autorin im Zusammenhang mit dem Gräberfeld von Statzendorf immer wieder von „Hierarchieebenen“, von einer „komplexen Gesellschaft“ oder von „Veränderungen der Darstellung von Status“, was aus der Gräberanalyse abzuleiten sei. Dabei ist zu berücksichtigen, dass von den 376 ausgegrabenen Gräbern lediglich 225 in die Sozialindexberechnungen einbezogen werden konnten.

Der Versuch, statistische Methoden bei der Analyse eines Gräberfeldes anzuwenden, ist durchaus berechtigt und in jedem Fall bei Vorliegen einer großen Zahl von Bestattungen zu empfehlen. Wenn sich allerdings zeigt, dass keine eindeutigen Erkenntnisse hieraus abzuleiten sind, sollten die erzielten Daten und Ergebnisse nicht künstlich aufgewertet werden. Wenn alle sich daran anschließenden Ausführungen durch den Konjunktiv und das Wort „könnte“ bestimmen werden, wird der Leser mit Recht zum kritischen Zweifler. Damit wird die eingangs gemachte Aussage zur Forderung, dass subjektiv bestimmte prähistorische Interpretationen immer wieder auf ihren möglichen Wahrheitsgehalt überprüft werden müssen und a priori keineswegs als allgemein gültige Ergebnisse oder gar Wahrheiten verstanden werden dürfen.

Eine andere Problematik sieht Rez. in der Formgliederung der Keramik; 14 Keramikgrundtypen werden unterschieden. Dabei wäre zu fragen, warum nur einmal im Gräberfeld auftretende Gefäßformen, wie ein Drillingsgefäß oder eine Lampe als Grundtyp und nicht als Sonderform betrachtet werden. Diese Frage scheint jedoch eher marginaler Art. Kritischer zu sehen ist die weitere Differenzierung der häufig im Gräberfeld auftretenden Keramikgrundtypen. Betrachtet man die als erstes bearbeiteten Schalen, so unterscheidet die Autorin hierbei 19 Varianten, „um die Masse der Schalen bearbeitbar zu machen“, wie sie schreibt. Ob durch diese starke Gliederung die Bearbeitungsmöglichkeiten wirklich erhöht wurden, sei dahingestellt, denn wie die Autorin selbst einräumt, seien die Grenzen zwischen den Varianten fließend. Nach Ansicht des Rez. scheinen Variantenbildungen nur dann gerechtfertigt, wenn eine klare Merkmalsabgrenzung dies erlaubt. Alleine acht der elf unterschiedenen Schalenvarianten, die zu den „Schalen mit eingezogenem Rand“ gerechnet werden, sollen aufgrund der Formgebung des Schalenunterteils unterscheidbar sein. Betrachtet man unter diesem Aspekt beispielsweise den Typ „bauchige Einzugschale mit konischem Unterteil“, so wird man feststellen, dass diese Schalenvariante überhaupt kein konisches Unterteil besitzt, sondern dass sie bis zum Boden ebenso bauchig konkav geformt ist wie jene der „bauchigen Schalen mit kalottenförmigem Unterteil“. Bei der charakterisierenden Beschreibung der Schalenvarianten und auch anderer Gefäßformen wird häufig von „normalen Proportionen“ gesprochen. Was sind normale Proportionen?

Ein weiteres, völlig subjektiv verwendetes und wenig eindeutiges Definitionsmerkmal bei der vorgenommenen Schalengliederung ist der Begriff „gedrückt“, um das Höhen-Breitenverhältnis der Schale zum Ausdruck zu bringen.

Besonders problematisch wird eine Formgliederung, wenn Verzierungsmerkmale zur Definition einer Keramikform herangezogen werden, wie z. B. „Große, bemalte Schale“ oder „Schalen mit westlich geprägter Verzierung“. Dies ist keine eindeutige Formansprache, ganz abgesehen davon, dass sich in dieser Gruppe auch „Schalen mit ausladendem Rand“ oder solche mit „kalottenförmigem Unterteil“ finden. Hier werden Merkmale zur Formdefinition und zur Abgrenzung von Schalenvarianten auf eine Ebene gestellt, die nichts miteinander zu tun haben. In einem solchen Fall muss die Frage nach dem methodischen Vorgehen bei der typologischen Gliederung von Gefäßkeramik gestellt werden. Bei der vorliegenden Hallstattkeramik handelt es sich um handgemachte Keramik! Handgemachte Gefäße unterliegen bei der Herstellung zwangsläufig immer einer etwas stärkeren Formabweichung als Drehscheibenware. Dies muss bei der Analyse von vorgeschichtlicher Keramik zwingend berücksichtigt werden, und eine zu starke Formdifferenzierung stellt den Aussagewert einer Analyse in Frage, da – wie die Autorin selbst schreibt – „die Grenzen zwischen den Varianten fließend sind“ und damit eine eindeutige Zuordnung nicht möglich macht.

Es soll an dieser Stelle nicht weiter auf die Keramikanalyse eingegangen werden, da im Grunde alle Gefäßgrundformen in gleicher Weise in zahlreiche Varianten „zersplittert“ wurden. Genauso wie die Schalen gliedert die Autorin beispielsweise die Kegelhalsgefäße in ebenfalls 19 Varianten, wobei auch hier die Benennungen der einzelnen Varianten beim Leser kein Verständnis über die jeweils vorliegende Gefäßform bewirken kann, denn unter einem „Kegelhalsgefäß mit mittlerem Hals – normal proportionierte Variante“ kann sich beim besten Willen niemand etwas vorstellen. Wenn solche Gliederungen nur zu dem Zweck vorgenommen werden, hierdurch statistische Auswertungen vornehmen zu wollen, dann ist die primäre Absicht der prähistorischen Forschung, kulturhistorische Erkenntnisse zu gewinnen, verfehlt. Frau Rebay bezeichnet die von ihr angewandte Methode als „Klassifikation mittels dynamischer Typologie“ – was immer das heißen mag. Eine solche am Keramikmaterial von Statzendorf versuchte Auswertung möchte man als eine „archäologisch-statistische Kür“ bezeichnen, die aufgrund der unbestreitbaren Gründlichkeit und Ausführungssexaktheit die höchste Note bekommen müsste, hinsichtlich der Gesamtbewertung aber nur eine untergeordnete

Rolle spielen kann, da das Ergebnis die bereits eingangs zitierten (zu hoch gesteckten) Ziele nicht erreicht. Eine Gliederung der Gräber in dem Sinne, dass sich eine soziale Differenzierung bzw. eine „Klassengesellschaft“ ableiten ließe, gelang nicht; ein durchaus relevantes Ergebnis. Dennoch entwickelt die Autorin im Anschluss an diese Feststellung anhand willkürlich zusammengestellter Gruppen von Sozialindexwerten ein Modell für eine Gesellschaftspyramide, welche die hallstattzeitliche Statzendorfer Bestattungsgemeinschaft abbilden soll. Und obwohl sie immer wieder betont, dass offensichtlich die Bevölkerung nicht „streng in Klassen gegliedert“ war, wird fast zwanghaft versucht, dennoch eine hierarchische Gliederung zu postulieren. Das führt Frau Rebay dann schließlich über die Begriffe „chief“ und „chiefdom“, die sie auf die Statzendorfer Bestattungsgesellschaft glaubt anwenden zu können, dazu, dass sie Parallelen zwischen der frühen Eisenzeit Niederösterreichs und der griechischen Gesellschaft Homers konstruiert, in der der *Oikos* (einfaches Herdhaus), der *Oikos-herr* und in Krisenzeiten schließlich der *Basileus* (Oberhaupt / König) eine zentrale Bedeutung gehabt habe. Dabei dürfte „eine Art von Gefolgschaftswesen die wichtigste politische Kleinstruktur gewesen sein“. Dieses Modell, so K. C. Rebay, sei mühelos mit den Daten des Gräberfeldes von Statzendorf in Einklang zu bringen. Dieser Ansicht und den diesbezüglichen Ausführungen muss vehement widersprochen werden, hat doch die Auswertung des Gräberfeldes keinerlei Ansätze zu einer solchen Annahme bzw. hinsichtlich einer möglichen gesellschaftlichen Gliederung erbracht. Es ist sicher nicht hilfreich für die Glaubwürdigkeit der kulturhistorischen Forschungsbemühungen in der prähistorischen Archäologie, wenn Funde und Befunde in dieser Weise „ausgewertet“ und überstrapaziert werden.

Empfindet der Rez. Unbehagen bei dieser Art von Auswertung und Interpretation archäologischer Funde und Befunde, so wird jeder Leser angetan das Kapitel 21 verfolgen, in dem Begriffe wie Kultur, Kulturkreis, Hallstattkultur, West- und Osthallstattkreis, Kalenderbergkultur und schließlich die innere Gliederung der Kalenderbergkultur in relativ kurzer, dafür aber in sehr anschaulicher und überzeugender Weise analysiert und diskutiert werden. So macht Frau Rebay deutlich, dass es ein Pendant zum Westhallstattkreis eigentlich nicht gibt, da sich der sog. Osthallstattkreis aus einer Reihe unterschiedlicher Kulturgruppen zusammensetzt, von denen eine die Kalenderbergkultur ist.

Stärker referierenden Charakter hat das Kapitel 22, in dem die Hallstattkultur des Kalenderberg- raumes im Spiegel der unterschiedlichen Bearbeitungen zu diesem Themenkomplex betrachtet wird; ein Kapitel, das die unterschiedlichen Chronologiemethoden nebeneinander stellt und synchronisiert. Schließlich bemüht sich die Autorin um eine chronologische Gliederung des Gräberfeldes von Statzendorf. Es kann leider auf keinerlei absolutchronologische Daten zurückgegriffen werden, so dass sie versucht, über verschiedene Seriationsmethoden das anvisierte Ziel zu erreichen. Hierbei zeigt sich erneut die Begeisterung der Autorin für rechnergestützte Auswertungsverfahren. Jedoch wird die Hoffnung enttäuscht, „zu einer besseren chronologischen Gliederung des Fundmaterials zu gelangen“.

Dass sich bei der Bearbeitung und Auswertung des Gräbermaterials nicht die gewünschten bzw. erhofften Ergebnisse hinsichtlich einer klaren gesellschaftlichen und chronologischen Gliederung ergeben haben, kann der Autorin nicht angelastet werden, die sich mit allen zur Verfügung stehenden methodischen Mitteln bemüht hat, optimale Ergebnisse zu erzielen. Allerdings muss man ihr vorhalten, bei diesen Bemühungen einen Aspekt aus den Augen verloren zu haben, den sie selbst auf Seite 278 nachdrücklich fordert, indem sie schreibt: „... schließlich darf das Ziel der prähistorischen Archäologie, den Menschen hinter dem Material zu fassen, nicht ganz aus den Augen verloren werden.“ Genau das ist in der vorliegenden Bearbeitung leider geschehen. Das keramische Fundmaterial wurde in extrem vielgliedriger Weise typologisiert, statistische Berechnungen zu Sozialindexwerten und Seriationsrechnungen haben den Menschen, der in Statzendorf lebte und die letzte Ruhe fand, in den Hintergrund treten lassen.

Nicht nur der Fundkatalog, auch die zeichnerische Fundvorlage, nicht zuletzt die umfassende und alle nur möglichen Aspekte einbeziehende Textbearbeitung zu diesem Fundort dürfen als überaus gründlich und als konsequent bezeichnet werden. Man wäre dankbar, wenn jede Aufarbeitung eines vor längerer Zeit geborgenen Fundmaterials mit dieser Stringenz vorgenommen würde. So möchte Rez. trotz der vorgetragenen methodischen Kritik an der Ergebnisinterpretation behaupten, dass es sich bei der vorgelegten Bearbeitung unbedingt um eine überaus begrüßenswerte Vorlage eines zu Beginn des 20. Jahrhunderts ausgegrabenen Hallstattgräberfeldes handelt.

Biegenstraße 11
D-35032 Marburg
E-Mail: dobiat@staff.uni-marburg.de

Claus Dobiak
Philipps-Universität Marburg
Vorgeschichtliches Seminar
Fachbereich Geschichte und Kulturwissenschaften

RÜDIGER ARTICUS, Das Urnengräberfeld von Kasseedorf, Lkr. Ostholstein. Die Entwicklung des südöstlichen Schleswig-Holstein während der jüngeren römischen Kaiserzeit. Mit einem Beitrag von THOMAS BROCK. Internationale Archäologie, Band 74. Verlag Marie Leidorf GmbH, Rahden / Westfalen 2004. € 71,50. 278 Seiten, 147 Abbildungen, 127 Tafeln und 9 Tabellen.

Mit der vorliegenden Publikation schließt der Autor eine Forschungslücke, denn es werden mit Katalog und Abbildungen un- oder nur teilpublizierte kaiserzeitliche Gräberfelder einer Landschaft vorgestellt, die von den sehr gut erschlossenen Regionen Angeln, Westmecklenburg sowie Hamburg umgeben ist, aber bislang nur die Nekropole von Preetz in ausgewerteter Form vorzuweisen hatte. Der Schwerpunkt der Arbeit, der überarbeiteten Fassung einer in den siebziger Jahren begonnenen und 1999 abgeschlossenen Dissertation an der Universität Hamburg, liegt auf der Auswertung der vollständig freigelegten Nekropole von Kasseedorf.

Der Autor machte sich zur Aufgabe, mit der Bearbeitung des Gräberfeldes die Ergebnisse der Auswertung des Gräberfeldes von Preetz, welche überregional durch die Berücksichtigung in Arbeiten zur Chronologie der römischen Kaiserzeit Bedeutung gewannen, zu überprüfen und die kulturelle Position und Entwicklung des südöstlichen Schleswig-Holstein darzustellen.

Die Nekropole von Kasseedorf lag auf dem Gelände einer Kiesgrube und wurde 1957–58 bei mehreren Einsätzen von unterschiedlichen Personen untersucht. Daher ist der Gräberfeldplan in Teilen unsicher, für manche Gräber fehlen Befundbeschreibungen, auch kam es teilweise zu Fundverlusten. Insgesamt wurden 208 Befunde freigelegt, ungefähr sechs Gräber und eine Ustrine sind durch Abrutschen der Sandmassen am Kiesgrubenrand vernichtet worden. Die Lage der Gräber 1–3, 35, 36 und 92 ist nicht genau bekannt, doch ist dies auf dem Überblicksplan Abb. 4 nicht entsprechend gekennzeichnet worden.

Kasseedorf ist ein Brandgräberfeld, auf dem ausschließlich in Urnen bestattet wurde. Die Belegung setzt in der jüngeren Stufe B2 ein und endet mit der Stufe C3.

Ein umfangreiches Kapitel ist den Grabkeramiken gewidmet. Der Diskussion einzelner Gefäßformen gehen je ein Abschnitt zur Produktion von handgefertigter Keramik und zur Drehscheibenware voraus. Als Imitat letzterer wertet der Autor eine steilwandige Schale aus Grab 155, wobei die dargelegten Gründe aber nicht ausreichend scheinen. Dieser Gefäßtyp ist in großer Zahl in den Gebieten an und nördlich der Niederelbe belegt, und es leuchtet nicht ein, warum ausgerechnet das genannte, zugegeben sehr sorgfältig gefertigte Gefäß ein Imitat scheibengedrehter Keramik sein soll und die anderen nicht. Wertvoll ist die Identifizierung zweier formgleicher Gefäße von Lassahn als scheibengedrehte Ware, die zusammen mit weiteren Parallelfunden einen kleinen Absatzkreis in West-